

**„[...] das Wissen macht uns weder besser, noch glücklicher.“**

*Heinrich von Kleist in einem Brief an Adolphine von Werdeck, 28./29. Juli 1801.*

*In: Werke und Briefe, hg. v. Helmut Sembdner, Bd. II. Carl Hanser Verlag,*

*München 1984, S. 679.*

Um die These zu erörtern, ob uns das Wissen weder besser noch glücklicher macht, müssen zu Beginn die Begrifflichkeiten „Wissen“ und „besser“ geklärt werden.

Als Wissen ließe sich jeglicher nachhaltiger Informationsgewinn einer Person definieren, auf Basis dessen zukünftige Entscheidungen getroffen werden können.

Die Frage nach dem Wert eines Menschen wiederum ist eine kompliziertere. Betrachtet man das Individuum nur im Kontext des Kollektivs, so muss es sich bei dem besseren Menschen folglich um denjenigen handeln, der um seine Produktivität besorgt ist und danach strebt, allgemeingültige Ziele zu erreichen, um die Gesellschaft voranzubringen. Ebenso wäre es möglich, davon auszugehen, eine gute Person sei diejenige, die allgemein gültigen moralischen Wertvorstellungen und Normen gerecht geworden ist und nach Vorstellung des Kollektivs in der Lage war, niedere – besser gesagt – unproduktivere und selbstbezogenere Triebe des Freudschen Es zu überwinden. In diesem Falle der Werteeerhebung diene ein guter Mensch nunmehr als Leitbild zur moralischen Vervollkommnung der Gesellschaft. Es ergibt sich in Konsequenz die Notwendigkeit des Wissens um diese Fertigkeiten oder Wertvorstellungen, um von Nutzen zu sein.

Nur das Individuum zu betrachten, hieße im Umkehrschluss jedoch, genau diesen gesellschaftlichen Druck zu vernachlässigen und die Freiheit der Entfaltung zu gewähren. Festzustellen ist wiederum, ob diese Wertvorstellung der Notwendigkeit von Effizienz ohne den Nutzen für die Allgemeinheit bestehen bleibt oder ob ein anderes Ideal als wertiger anzusehen sei. Ein Mensch könnte als „gut“ anerkannt werden, sollte es ihm im Laufe seines Lebens möglich gewesen sein, selbsterhobenen Wertvorstellungen gerecht zu werden. Der Aspekt des Wissens wäre somit nichtig, da er eine Sicherheit voraussetzt, mit welcher die Überzeugungen gestützt werden. Da diese Überprüfung durch Andere aufgrund ihrer Nichtexistenz wegfällt und somit auch keine Falsifizierung der Annahme durch Anwenden moralischer oder rationaler Prinzipien gleich dem kategorischen Imperativ nach Kant möglich ist, lässt sich bei den selbsterhobenen Wertvorstellungen nicht mit Sicherheit von „Wissen“ sprechen. Viel eher ist es eine Form von „Glauben“, welche sich über die Zeit festigt und jedes Wesen individuell definiert.

Im Endeffekt lässt sich diese Vorstellung gleichwertig auf den Einzelnen in der Masse übertragen. Natürlich definiert ein jeder seine eigenen Überzeugungen; in Form des Über-Ichs werden diese jedoch auch von den festgehaltenen, allgemein anerkannten Werten überschattet, welche dem Geist zwar noch Ausgang

gewähren, den Körper doch in eine normative Zwangsjacke pressen, damit ein Bestand des Systems gewährleistet werden kann. Im Kontext ist diese Maßnahme sogar notwendig, da ein System ohne Einhaltung der Norm nicht funktionierte, da die Struktur desselbigen in genau diesen Idealen und Geboten festgehalten ist. Sie begründen die Staatsform, den Arbeitsmarkt, die Kunst und selbst kleine allgegenwärtige Dinge wie den Aufbau einer Familie. Ohne das Wissen um einen Bruchteil dieser fiktivpräsenten Verfassung bliebe uns nur ein kurzes Moratorium bis zur omnipräsenten Anarchie. Das Wissen macht die Gesellschaft in Konklusion folglich besser und ist womöglich sogar lebensnotwendig, die Frage bleibt jedoch bestehen, welche Auswirkungen dies auf das Individuum hat.

Ist es eher so, dass sich durch die entstehenden Definitionen und Strukturierungen eher eine Gewährung stärker ausgeprägter Rechte und Sicherheiten ergibt oder sie zu einer abermaligen Einschränkung der emotionalen und ausgelebten Freiheit führen? Diese Grundsatzfrage lässt sich anhand eines Beispiels beschreiben.

Seit sich Lutz, Peter und Oskar kennen, verabreden sie sich immer zu dritt. Oskar erfährt jedoch eines Tages, wie sich Peter und Lutz, ohne ihn gefragt zu haben, alleine getroffen haben, nachdem er mehrere Male nicht mitkommen konnte. Nun fragt sich Oskar, ob dies lediglich ein Zeichen ist, dass er sich wieder ein bisschen aktiver in ihrer Freundschaft engagieren sollte, so dass die anderen nicht denken, er habe keine Lust auf sie, oder aber, ob sie keine Lust mehr auf ihn haben. Sollte erste Option der Fall sein, so gibt ihm der Umstand seines Wissens eine größere Sicherheit, jedoch schränkt ihn zweite Vermutung ein und bindet ihn an seine Ängste. Da Oskar jedoch keinen zu großen Aufwand darin sieht, ebenfalls informiert zu werden, geht er davon aus, dass er sich unbeliebt gemacht hat.

So ergibt sich der tragische Umstand, dass ein größerer Wissensschatz automatisch dazu führen kann, weniger über die eigentliche Situation zu wissen. Denn eigentlich handelt es sich doch bei allem Wissen um Vermutungen, die über einen langen Zeitraum empirisch gestützt wurden, so dass sie schlussendlich als Tatsachen angesehen wurden, der Glaube zum Scheinwissen wurde. Doch genau dort liegt die Crux begraben. Vor allem im sozialen Gefüge kann man sich nicht sicher sein, ob diese empirische Annahme wiederholt eintrifft oder ob das Wissen sich als falsch herausstellt. Alleine dieser Umstand ist Auslöser für Gefühle wie Eifersucht oder die Angst, jemanden zu verlieren, den man gesichert glaubte.

Jedoch kann davon ausgegangen werden, dass ein Erweitern der sozialen Intelligenz, durch eine Anreicherung des Wissens dazu führt, des Öfteren passende Entscheidungen zu treffen, wodurch sich das Miteinander der Menschen erheblich vereinfacht und die Bevölkerung zwangsweise auch glücklicher wird. Es ist allerdings nicht so, dass diese Wirkung immer im gleichen Maße eintritt. Anhand eines anderen Lebensbereichs lässt sich dies anschaulicher verdeutlichen. Man nehme an, ein

Mensch habe das Verlangen, die Kernphysik zu ergründen, da ihn das Erreichen dieses Zieles womöglich glücklich machen könnte. Ist es ihm gelungen, absolutes Wissen zu erlangen, so mag er von sich behaupten können, glücklich geworden zu sein, jedoch bedeutete dies, den gesamten Lernprozess über müsse davon ausgegangen werden, die Versuchsperson sei unglücklich. Die letzte Möglichkeit aber wäre das Fehlen des letzten Fünkchens Teilwissen, da sich ohne das Wissen um die Disziplin der Kernphysik auch keinerlei Gedanken um das Erreichen irgendeines Ziels oder die Inhalte gemacht werden kann. Die sporadisch gefällte Annahme wäre demnach, man sei nur glücklich während der Nichtexistenz des Wissens und seinem Vorhandensein in der ultimativen Form. Da es, wie bereits oben definiert, keine Form des maximalen Wissens gibt, muss davon ausgegangen werden, Wissen berge in seiner Macht jedoch auch ein Leidpotential für den Betroffenen; es ließe sich womöglich formulieren, je mehr man wisse, desto weniger wisse man automatisch. Der Wissende ist demnach durch das Wissen allein nicht glücklich, nur die aus dem Wissen resultierende Konsequenz der Überlegenheit evoziert diese Impression, wohingegen der komplett Unwissende seine ungemein kleinere Lebenswelt auszufüllen vermag und in dieser aufgeht. Denn inwiefern soll das Wissen das Glück eines Menschen steigern, wenn dieser überhaupt nicht um sein Unwissen weiß?

Es folgt die Frage nach der Wertigkeit eines Individuums. Ohne gesellschaftliche Anforderungen müsse rein logisch nicht davon ausgegangen werden, die aus dem Wissen resultierende Produktivität führe zu Wert, da es sich bei diesem selbst im Kontext des Kollektivs nur um eine ungestützte Annahme handelt, welche nicht auf einzig wertigen moralischen Grundsätzen fußt, sondern sich auf das Idealbild einer kapitalistisch orientierten konsumfrönenden Gesellschaft rückbezieht. Der Wert des Individuums lässt sich – als Arbeitshypothese formuliert – überhaupt nicht an dem Wissen desselbigen ermessen. Nach Goethes Ausspruch „Willst du dich deines Wertes erfreuen, so musst der Welt du Wert verleihen“ lässt sich der Wertansatz in der Einstellung eines Einzelnen zu seinem Umfeld definieren und weniger in seinen Möglichkeiten. Wertvoll sei nicht der Wissende, sondern der Wissbegierige, welcher durch seinen Ansporn zu Innovationen führt, da in unserer Lebenswelt der Aspekt des Fortschritts nicht außer Acht gelassen werden darf, jedoch ist dieser selbstbezogener zu verstehen. Von einem Menschen sollte es möglich sein, als wertvoll zu sprechen, ist es ihm möglich gewesen, seinen eigenen glaubensbasierten Erwartungen gerecht zu werden. Dieser Schritt setzt jedoch gewissermaßen einen Lernprozess voraus, wodurch das geglaubte Wissen letztendlich bildet; der bestrebte Mensch entwickelt sich zum wissbegierigen.

Konklusiv lässt sich konstatieren, die Evaluation eines Individuums oder seines Gefühlszustands durch das Vorhandensein von Wissen ließe sich nicht nur auf eine Bestätigung des Einflusses reduzieren. Vielmehr ist es nötig, die Natur des Wissens und

der Wertigkeit zu bestimmen. So mache eine Anhäufung potentiell fehlerhaften Teilwissens den Betroffenen eher melancholischer, während die Wertigkeit überhaupt nicht vom relativen Wissensstand beeinflusst wird, sondern lediglich von einer mentalen Einstellung zum Wissen abhängt, wodurch das zu Beginn angeführte und Thema definierende Zitat „Wissen macht uns weder besser noch glücklicher“ zu unterstützen ist.

*Ein Essay von Lukas Hertel*